

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 49 (1974)
Heft: 4

Buchbesprechung: Literatur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

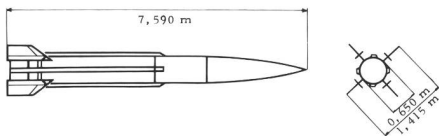
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

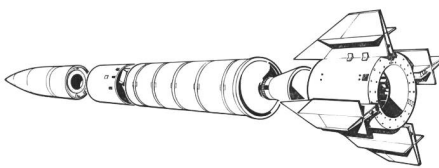
Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

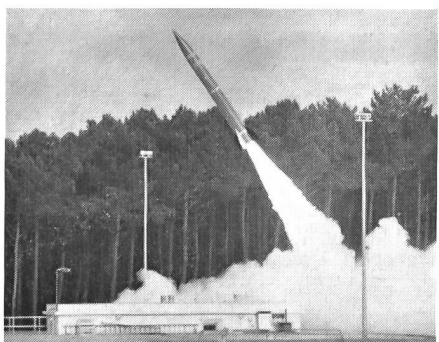
Typenbezeichnung: Pluton
 Kategorie: Taktische Boden-
 Boden-Lenkwanne
 Hersteller: Direction Technique
 des Engins
 Haupt-
 auftragnehmer: Aérospatiale
 Entwicklungsstand: Ab 1974 im Einsatz bei
 der französischen
 Armee



Länge: 7,59 m
 Spannweite: 1,41 m
 Durchmesser: 0,65 m
 Abschussgewicht: 2,4 t



Lenksystem: Trägheitslenkung,
 Steuerung durch aero-
 dynamische Ruder
 Antrieb: Feststoffraketenmotor
 Gefechtskopf: Nuklearsprengkopf
 Einsatzreichweite: 15—120 km



Bemerkungen

Das Pluton-Waffensystem soll beim französischen Heer die un gelenkten Honest-John-Flugkörper ablösen. Es besteht aus den folgenden wichtigsten Elementen: Überschall-Lenkwanne im Transport- und Startbehälter auf einem AMX-30-Fahrgestell, Führungs- und Feuerleitfahrzeuge und die Prüf- und Wartungseinrichtungen. Zentraler Teil der Feuerleitanlage bildet ein Rechner Iris 35 M, der für die automatische Verarbeitung der Informationen und eine rasche Datenübermittlung sorgt. Mit der neuen Lenkwanne will man sechs Bataillone (Régiment de Pluton) ausrüsten, die die folgende Gliederung aufweisen: Stab, Stabsbatterie, drei Werferbatterien mit je zwei Pluton-Panzerraketenwerfern und eine Unterstützungsbatterie. Über die Stärke des Atomsprengkopfes sind noch keine Angaben erhältlich, doch dürfte die Ladung ein Kaliber von einigen Kilotonnen (10—15?) aufweisen. ka

*

Nachbrenner

Im Rahmen der amerikanischen Waffenhilfe erhielt Israel weitere 12 Mittelstrecken-transporter Lockheed C-130 Hercules ● Die Volksrepublik China beabsichtigt, eine unbekannt Anzahl leichter STOL-Mehrzwecktransporter GAF Nomad zu beschaffen ● Über 130 Schiff-Luft-Raketensysteme RIM-24 Tartar stehen heute auf Marineeinheiten von sieben Staaten im Dienst ● Widersprüchliche Meldungen über den Erfolg der russischen Einmannfliegerabwehr- lenkwanne SA-7 Grail (Strela) im Yom-Kippur-Krieg: 1. Tendenz — Verhältnismässig grosse Verluste der Israelis durch diese infrarotgesteuerte Rakete, die sich im Gegensatz zu den Erfahrungen auf dem südostasiatischen Kriegsschauplatz im Nahen Osten nicht mehr durch Blitzlichtkartuschen irreführen liess. 2. Tendenz — Obwohl viele Flugzeuge der Heil Avir le Israel von SA-7-Flugkörpern getroffen wurden, erzielten diese Lenkwaffen nur wenige Abschüsse, da ihr Gefechtskopf anscheinend nicht genügend wirkungsvoll war ● Amerikanischen Geheimdienstberichten zufolge bestellte Abu Dhabi in Frankreich 32 Mirage-Kampfflugzeuge ● Gute Verkaufserfolge für die Helikopter der Firma Aérospatiale (Stand Ende 1973): 1285 Alouette II, 1133 Alouette III, 95 Lama, 77 Super Frelon und in Zusammenarbeit mit der englischen Firma Westland: 285 Puma, 342 Gazelle und 189 Lynx ● Russland soll sich bereit erklärt haben, Indien neben SA-6-Gainful-Fliegerabwehrlenkwaffen auch eine Anzahl nicht genauer spezifizierter Jakowlew-Kampfflugzeuge (V/STOL Freehand?) als Ersatz für die auf dem indischen Flugzeugträger Vikrant stationierten Seahawk-Maschinen zu liefern ● Eine Panzerabwehrversion des neuen mittelschweren Hubschraubers HIND steht in der UdSSR in Flugerprobung ● Zwischen Lockheed und Aeritalia wurde ein Abkommen über den gemeinsamen Vertrieb der Muster G.222 (Transporter) und F-104 S (Jabo) sowie über die Entwicklung und Fertigung des Luftüberlegenheitsjägers CL-1200-2 Lancer geschlossen ● Mitsubishi erhielt von Sikorsky eine Option für die Produktion und den Verkauf des schweren Kampfzonen-transporterhelikopters S-65 in Japan ● Für die Endphase der Entwicklung des Seezielflugkörpers ZAGM-84 A Harpoon baut McDonnell-Douglas weitere 40 Versuchsraketen dieses Typs ● Die russische Marine begann mit der Einführung einer verbesserten Version der bekannten Schiff-Schiff-Lenkwanne Styx, die nun eine Einsatzreichweite von 35 km und eine Geschwindigkeit von Mach 1 erreichen soll ● Die amerikanische Marine beauftragte die Firmen Hughes und Raytheon mit der Entwicklung von Geräten für die elektronische Kriegsführung, die für die Bestückung von Flugzeugen und Schiffen der US Navy vorgesehen sind ● Boeing und Lockheed werden im Auftrag der kanadischen Regierung Vorschläge für einen Ersatz der veralteten Langstreckenmarinepatrouillenflugzeuge Canadair CL-28 Argus ausarbeiten ● Anfang Januar fand der Rollout des im Rahmen des USAF Compass Cope Programms bei Teledyne Ryan ausgelegten und gebauten YQM-98A-Fernlenkflugzeugs (Langstreckenaufklärer für grosse Höhen)

statt ● In einer Höhe von 300 m und auf eine Distanz von 3600 m zerstörte anlässlich eines Versuchs auf dem französischen Testgelände Centre d'Essais des Landes eine Kurzstreckenfliegerabwehr lenkwanne Roland eine ferngesteuerte CT-20-Ziel- drone ● Gemäss amerikanischen Geheimdienstberichten sollen sich nun auch in Syrien sowjetische Raketen mit einer Einsatzreichweite von 300 km befinden (SCUD?) ● Die brasilianische Luftwaffe hat 36 Luftüberlegenheitsjäger Northrop F-5 E Tiger II und sechs Schulflygezeuge F-5 B in Auftrag gegeben ● ka

Literatur

Die Nachkriegszeit 1918—1922 Kämpfe, Staaten und Armeen nach dem Ersten Weltkrieg

Truppendienst-Taschenbücher Band 22, 448 Seiten, 95 Bilder und zum Teil mehrfarbige Skizzen, Fr. 12.80.

Der Inhalt dieses Taschenbuchs gliedert sich in die Hauptabschnitte: Die Friedensverträge von 1919/20 — Die Kämpfe der Nachkriegszeit — Neue Staaten — Neue Armeen — Die Flottenverträge der Nachkriegszeit — Betrachtungen. — Ein sehr nützliches und wertvolles Werk, das vorab in die Hände junger Leser gehört. Das politische und militärische Geschehen nach dem Ersten Weltkrieg hat das Bild Europas entscheidend geprägt und muss in wesentlichem Masse auch verantwortlich gemacht werden für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Die insgesamt 19 fundierten Beiträge dieses neuesten Taschenbuchs helfen mit, die Kenntnis über die damaligen Ereignisse zu vertiefen und so die Zusammenhänge zwischen jener Zeit und heute zu erklären. V.

*

Ernst Hunkeler

Der Schwabenkrieg in unsern Landen
 Verlag Peter Meili, Schaffhausen, 1973

In diesem hübsch aufgemachten kleinen Büchlein werden die Geschehnisse des Schwabenkriegs dargestellt, so weit sie sich in den an den heutigen Kanton Schaffhausen angrenzenden Gebieten des Hegaus und des Klettgaus abgespielt haben. Die Schilderung ist weniger wissenschaftlich als volkstümlich gehalten und soll den Anstössern des südbadischen Raums die bewegten damaligen Ereignisse vor Augen führen, ohne dass der Schwabenkrieg als Ganzes behandelt würde. Die Hintergründe des Krieges und dessen rauher Ablauf, in welchen folkloristische Elemente eine sehr erhebliche Rolle gespielt haben, werden anschaulich geschildert, wobei vor allem die Beziehungen der damaligen Ereignisse zu der heutigen Landschaft hergestellt werden. Mit der Illustration des Büchleins, die eine Mischung aus der Stumpf'schen Chronik von damals und fotografischen Aufnahmen von heute bildet, werden die Absichten der Schrift auf ansprechende Weise gefördert. Kurz

*

Peter C. Smith

Stuka — Die Geschichte der JU-87
 J. F. Lehmanns Verlag, München
 Motorbuchverlag, Stuttgart

Ein Brite schildert in einem objektiven und sachlichen Stil die Geschichte der Entwicklung und der Anwendung des weltweit bekannten und bei den alliierten Bodentruppen gefürchteten deutschen Sturzkampfbombers JU-87. Ausbildung, Technik und Taktik des Stuka und sein Einsatz mit der Legion Condor im spanischen Bürgerkrieg und in den grossen Luft- und Erdschlachten des Zweiten Weltkrieges mit allen Höhepunkten und Niederlagen dieser «fliegenden Artillerie» werden in diesem Werk aufgezeigt und mit Dutzenden von hervorragenden und seltenen Aufnahmen illustriert. Das vorliegende Buch bietet so viele technische und geschichtliche Einzelheiten, dass es sowohl dem an der Fliegerei als auch dem an der Geschichte Interessierten empfohlen werden kann. In eindrucklichster Art und

Weise wird dem Leser auch klar gemacht, was richtig eingesetzte Erdkampfflugzeuge auf dem Gefechtsfelde alles zu leisten vermögen und wie es Bodentruppen ergeht, die über keinen oder nur einen ungenügenden Flabschutz verfügen. Allein aus diesem Grunde ist «Stuka — Die Geschichte der JU-87» jedem Schweizer Soldat als Lektüre vorzuschlagen. ka

Ursula von Gersdorff

Frauen im Kriegsdienst 1914—1945

Schriftenreihe des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Freiburg im Breisgau. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1969

Der organisierte Einsatz von Frauen im Kriegsgeschehen ist erst im 20. Jahrhundert zur Tatsache geworden. Während die Kriegsgeschichte in früheren Zeiten immer wieder von vereinzelt, meist improvisierten Kriegstaten von Frauen berichtet — auch die schweizerische Geschichte kennt einige abenteuerliche Beispiele dieser Art —, ist es erst im Ersten Weltkrieg zu einer planmässigen und systematischen Heranziehung weiblicher Kräfte zur Bewältigung militärischer Aufgaben im weitesten Sinn gekommen. Dieser zweifellos wichtige Beitrag der Frau im Krieg ist bisher von der militärischen Literatur nur sehr am Rand behandelt worden; insbesondere die deutsche Forschung ist dieser Frage bisher fast ein wenig verschämt aus dem Weg gegangen.

Die von Frau Ursula von Gersdorff vorgelegte Gesamtdarstellung des Fraueneinsatzes in den beiden Weltkriegen, sei es im Rahmen der eigentlichen militärischen Kräfte oder sei es in der Rüstungsindustrie, erfüllt eine wichtige Aufgabe. Einmal weil sie eine deutlich empfundene Forschungslücke schliesst, zum zweiten, weil sie einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft und zur Ausweitung des Krieges im Sinn der umfassenden Kriegführung leistet, und schliesslich darum, weil mit der Verfasserin eine Persönlichkeit gefunden wurde, die als gewiegte Militärgeschichtlerin und als Frau gleichermaßen geeignet war, diese Arbeit zu übernehmen. Die in einem stattlichen Band von nahezu 600 Seiten enthaltene Untersuchung besteht aus drei Teilen, nämlich dem Ersten Weltkrieg, der Zwischenkriegszeit und dem Zweiten Weltkrieg; in einem Exkurs werden die Verhältnisse in ausländischen Staaten geschildert. Breiten Raum nehmen in der Darstellung die Originaldokumente ein, die dem Leser eine eigene Urteilsbildung erlauben. Die Untersuchung der Frau von Gersdorff, in welcher die tiefe Problematik des «Frauenaspekts» im modernen Krieg in allen ihren Äusserungen in Erscheinung tritt, ist nicht nur von hohem Interesse für die Leserinnen; sie ist auch ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis des totalen Krieges, der in vielfältiger Gestalt auf die Dienste der Frau angewiesen ist. Kurz

herausfordernder Weise auf einer Seite leicht aufgebogen und üppig mit wallenden farbigen Straussenfedern ausgestattet hatten. Etwas Schwungvolleres lässt sich kaum ausdenken, um damit mit elegantem Anstand die Dame seiner Träume zu begrüßen.

Bescheidener nahm sich schon der auf beiden Seiten aufgerollte Hut aus, wie ihn gewisse Ordensmänner der katholischen Kirche trugen oder der Soldat mit farbigen Bändern, Bänderknoten und Schleifen aufheiterte.

Dann kam einer, der lernte auch die Rückseite der Krempe hochzuschlagen, damit er vielleicht dadurch die Pracht seiner Locken zur Geltung bringen konnte. Damit erhielt er einen Hut mit drei Ecken, drei Hörnern oder drei Spitzen. Der *Dreispietz* wurde noch vor 1700 bekannt und erfreute sich sogleich grosser Beliebtheit. Wir haben heute wohl Mühe, uns die ausserordentlichen Vorzüge dieser Hutart vorzustellen, deren späte Nachfolger noch 1860 und zuweilen bei feierlichen Gelegenheiten noch heute getragen werden (z. B. von den Weibern, von der Gendarmerie von Genf, von der Polizei des Wallis und von den von der Regierung anerkannten Grenadieren von Freiburg). Es zeigte sich aber, dass es nötig war, die aufgebogenen Krempen mit Schnüren in ihrer Stellung festzuhalten. Diese Schnur erschien dann in einer Schlaufe über der oberen Kante und wurde auf der Vorderseite um einen Knopf gelegt. Das war die *Ganse*, von der noch oft die Rede sein wird. Die beiden Enden der Schnur erschienen in den beiden seitlichen Ecken und wurden dort als Quasten verknötet und ausgefranst.

Um 1720 wurde der «dreieckige Hut», wie er von Amtes wegen genannt wurde, mit gestickten, goldenen oder silbernen Borten eingefasst und mit einem Rand von schwarzen oder weissen Flaumfederchen geschmückt. So sah der Hut der Hofleute, der «grands seigneurs», der Feldherren und der Minister aus. (Bis vor kurzem diente er in dieser Gestalt den Diplomaten bei Galaempfangen.) Knapp am Kopfband geknickt und hochaufgeschlagen und mit einer Ecke nach vorn, so trug man den *Dreispietz* als militärische Kopfbedeckung unter dem Regenten in Frankreich (etwa um 1730).

Dann wurden die aufgeschlagenen Flügel erniedrigt und etwas flacher. Um 1740 wurde der *Dreispietz* zum «lampion», dem für die Armee Ludwigs XIV. charakteristischen Hut. Gegen das Ende der Regierungszeit des Sonnenkönigs gewöhnte man sich daran, auf der linken Seite unter der *Ganse* durch ein Stücklein schwarzes Band einzuschieben. Es wurde zum Ausgangspunkt einer weiteren langlebigen militärischen Eigentümlichkeit, der *Kokarde*.

Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, um 1770 etwa, überwog in allen Ländern, selbst in Frankreich, der preussische Einfluss. Namentlich zeigte er sich in der militärischen Mode. Statt dreier gleichartiger Hörner wurde nun das vordere Horn so steil wie möglich aufgebogen. Es entstand der verfeinerte «bibli», wie er auf den schönen Kupferstichen Gravelots zum Exerzierreglement bekannt geworden ist. Ausserdem wurde, um 1775, der schwarze Bandknoten am Hut durch eine weisse

Militärische Kopfbedeckungen in der Schweiz

Roland Petitmermet, Münchenbuchsee

Das Sammeln von militärischen Uniformen und Kopfbedeckungen ist eine Freizeitbeschäftigung, die immer mehr Liebhaber findet. Zahlreich sind deshalb die Anfragen aus dem Leserkreis gewesen, ob wir bereit wären, analog der seinerzeitigen Serie über alte Schweizer Uniformen eine neue Folge über dieses Thema zu veröffentlichen. Unser uniformkundlicher Mitarbeiter Roland Petitmermet hat sich auf unsere Bitte einmal mehr zur Verfügung gestellt und aus dem reichen Schatz seines Wissens und seiner Sammlung eine Anthologie über die Entwicklung der militärischen Kopfbedeckungen in der Schweiz verfasst. Seine Beiträge erscheinen inskünftig wiederum regelmässig in allen Ausgaben. Wir danken Roland Petitmermet für seine militärgeschichtlich interessante Arbeit, die wir unseren Lesern mit Vergnügen darbieten. Redaktion

Die heute beginnende Folge von Bildern alter Kopfbedeckungen, wie sie in der Schweiz getragen worden sind, kann weder vollständig noch will sie endgültig sein. Alle Zuschreibungen sind nur insofern zuverlässig, wenn man nicht ausser acht lässt, dass gewisse Hutformen von Offizieren mit einem Hang zur modischen Eleganz schon früher angeschafft wurden, bevor ihre Verwendung von der staatlichen Autorität in ihrem ständigen Bestreben nach Uniformität geregelt wurde, dass ferner einzelne Truppenteile sie als Auszeichnung erhielten oder versuchsweise einführten und dass schliesslich ältere Jahrgänge trotz reglementierten Neuerungen ihre Ausrüstung oder die des Vaters noch lange Jahre austrugen.

Es sind Bilder einer Anzahl von aus Pietät oder durch Zufall erhaltenen Kopfbedeckungen, ergänzt zuweilen durch Ausschnitte aus zeitgenössischen Stichen. Sie geben einen Begriff von der Mannigfaltigkeit militärischer Erscheinungsformen in früheren Zeiten, namentlich vom Ende des 18. und von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf keinem anderen Gebiet des menschlichen Gemeinschaftslebens wie auf dem der alten Uniformen

tritt einem die deutlich gewollte Selbstständigkeit und die eifersüchtig gehütete Eigenstaatlichkeit der kleinen Kantonsrepubliken eindrücklicher entgegen.

Die militärische Ausstattung war übrigens genau wie heute die Folge eines andauernden Kompromisses zwischen dem Bestreben nach Nachahmung ausländischer Vorbilder und der Entschlossenheit, sich gegenüber allen anderen zu unterscheiden und die Eigentümlichkeiten hervorzuheben. Erst an dritter Stelle spielten die taktischen Bedürfnisse der Kriegstechnik eine nicht minder umstrittene Rolle. Ganz zuletzt wurden auch Argumente der Bequemlichkeit oder des Schutzes der Gesundheit des Mannes (vor Nässe, Kälte usw.) erwogen.

Die Pracht und der Reichtum ausländischer Uniformen, mit denen fremde Fürsten ihre stehenden Gardetruppen zu Paradezwecken ausstatteten (vgl. hierzu das neueste Werk von John Mollo, «Military Fashion», oder das nur wenig ältere von Rinaldo D'Ami, «Die schönsten Uniformen Europas»), spielten notgedrungen in den kleinen und armen, aber nicht minder selbstbewussten schweizerischen Staatswesen eine geringe Rolle. Zwar war die Freude am kriegerischen Schaugepränge als einer ganz natürlichen Äusserung des Gemeinschaftslebens auch ihnen nicht unbekannt, bewegte sich aber in sehr bescheidenem Rahmen, sowohl was die Zahl als auch die Ausstattung betraf.

Der Dreispietz

Ursprünglich erschien der Bauer mit der weissen Zipfelmütze oder mit dem breitrandigen Wetterhut auf dem Sammelplatz zu den militärischen Aufgeboten. Im Laufe der Wochen und Monate des folgenden Dienstes passte er beide Kopfbedeckungen den neuen Anforderungen an. Die früheren eisernen Sturmhauben hatten mit der Einführung der Schusswaffen viel von ihrer einstigen Bedeutung eingebüsst.

Da war zunächst der breitrempige *Filzhut* von grauer, brauner oder schwarzer Farbe, wie ihn um 1650 die drei Musketiere in

(der Farbe des Königshauses Bourbon) Tuchrosette, der eigentlichen Kokarde ersetzt (von französisch le coq = der Hahn, weil die ausgefranzten Ränder des Bandes wie der Kamm eines Hahnes aussahen). Dann aber, um 1776, wurde die vorn steil nach oben aufgerichtete Ecke stark verkürzt, und die beiden anderen Ecken wurden seitlich weit hinausgezogen. Aus dem Dreispitz war ein *Zweispitz* entstanden. Von jetzt an mass der vordere Flügel eine vom hinteren verschiedene Höhe (z. B. 16,2 cm vorn und 17,3 cm hinten).

Den Zweispitz konnte man entweder «en bataille» oder «en colonne» tragen; das bedeutet, dass man ihn mit den Ecken nach den Seiten trug (wie ihn die italienischen Carabinieri bei Zeremonien aufsetzen) oder mit einer Spitze nach vorn, wie es während der Revolutionskriege und der napoleonischen Zeit häufig der Fall war (und wie er heute noch von den Offizieren der eben genannten Carabinieri getragen wird).

Der Zweispitz, der bei uns wegen seiner Ähnlichkeit der «Grasbogenhut» genannt wurde, war der Hut Napoleons. Er wurde regelmässig von den Offizieren getragen. Er nahm während der Zeit der Französischen Revolution abenteuerliche Formen und Ausmasse an (z. B. vorn 22,6 cm, hinten 26 cm). Welch unglaubliche Masse man diesem Hut zu geben wusste, zeigen die Karikaturen aus der Zeit des Französischen Direktoriums oder die englischer Offiziere von Robert Dighton.

Von 1815 an trugen ihn die Offiziere nur noch zum Ausgang oder in Gesellschaft. Im Dienst mussten sie sich zur selben Kopfbedeckung wie die Truppe bequemen, also meist zum Tschako oder einem Reiterhelm. Nichtkombattante, wie Tambourmajore oder Trainoffiziere, Ärzte und Chirurgen, und namentlich Stabsangehörige trugen ihn noch lange und verschafften ihm als «Nebelspalter» noch einigen Nachruhm.

Wo man, wie bei den Jägern, Wert auf Schutz vor dem Regen und erleichtertes Zielen legte, blieb der auf einer Seite aufgebogene Hut erhalten. Als man die Fertigkeit und die Präzision der Jäger militärisch zu nützen anfang, entstanden die Scharfschützen. Aus ihrer zivilen Bekleidung übernahm man auch den Hut. Wegen seines Aussehens bekam er bald den Namen *Zeittafelhut*. Denn die aufgeschlagene, oben abgerundete Krempe erinnerte an das Zifferblatt einer Kasten- oder Wanduhr, auf dem die Gänse und die Kokarde die Stelle des Zeigers übernahmen. In den meisten Kantonen wurde der Zeittafelhut reihum von allen Waffengattungen getragen mit Ausnahme der Reiterei, dafür besonders lang von den Scharfschützen und von den Angehörigen der Landwehr.

Die Zipfelkappe

Im kalten Gaden, der einfachen Schlafkammer über der Wohnstube, zog sich der Mann die Schlafmütze über die Ohren. Bei der Arbeit am frühen Morgen und auf dem zugigen Acker behielt er sie an und trug sie zuweilen auch sonntags unter dem Hut. Diese Zipfelkappe war am Anfang zweier Arten militärischer Kopfbedeckungen.

Die *Grenadiere* hatten mit den mit voller Armeswucht geschleuderten Granaten die

gegnerische Front aufzubrechen. Bei der heftigen Wurfbewegung stiessen sie den breit ausladenden Dreispitz vom Kopf. Daher erschienen sie mit der Zipfelkappe, die man auch Lager- oder Holzmütze nannte, mussten sie dann aber um den Kopf herum versteifen, um ihr Halt und Dauerhaftigkeit zu verleihen. Es musste ausserdem ein einigermaßen einheitliches Aussehen erreicht und die Parteizugehörigkeit deutlich gekennzeichnet werden. Die einen wählten nach preussischem Vorbild eine Metallversteifung mit einem nach oben spitz auslaufenden Frontschild. Auf der Rückseite kam dann aber die alte, farbige Zipfelmütze zum Vorschein. Aus zeitgenössischen Stichen ist bekannt, dass diese Mützenart in Genf und in Zürich von freiwilligen militärischen Gesellschaften getragen wurde. Andere zogen das österreichische Beispiel vor und verkleideten die Mütze um den Kopf herum mit Pelz. Diese «*Bärenmütze*» hat in der Folge verschiedene Gestalten angenommen. Im allgemeinen wurde sie auch spitz nach oben gezogen. Aber immer noch erkannte man auf der Rückseite das farbige Tuch des Mützensacks, und vorn, zuoberst über der Mitte, hing die Quaste der alten Zipfelmütze herab.

Weil die Grenadiere als Angehörige des eigentlichen Stosstrupps begehrte und auserlesene Leute waren, bekam die Grenadiermütze den Wert einer Auszeichnung. Sie wurde zum Kennzeichen einer Eliteformation, und man liess sich dieses Schmuckstück gerne etwas kosten, selbst noch lange nachdem die Grenadiere keine Granaten mehr zu schleudern hatten. Man sah solche Mützen in Freiburg, in Bern, wie überhaupt in den meisten Orten. Zuweilen wird dieses Schmuckstück noch an Fronleichnamsprozessionen getragen.

An der Spitze des Grenadierstosstrupps liefen mit der Aufgabe, den Weg durch die feindlichen Hindernisse zu öffnen, die *Sappeure*, die Infanteriezimmerleute, mit weisser Lederschürze, Beil und einer anderen Art von Bärenfellmütze. Auch sie wurden dieser Auszeichnung für ausserordentliche Tapferkeit im Angesicht des Gegners teilhaftig. Sie wird heute noch von der Gesellschaft der *Vieux Grenadiers de Genève* mit berechtigtem Stolz getragen. Besonders kampftüchtige Regimenter im Ausland wurden vom Herrscher für seine Garde bestimmt und mit der Bärenfellmütze ausgezeichnet, z. B. in England oder in Dänemark.

Eine andere Entwicklungslinie, die von der persönlichen Zipfelkappe ausging, führte über die Lager- zur Quartiermütze. Auch ausserhalb des eigentlichen Waffendienstes sollten die Leute ein gleichmässiges Aussehen haben. Aber die Mütze musste bei kaltem Wetter über die Ohren herabgezogen werden können. Diese Forderung war eine der Lehren aus dem russischen Feldzug. Die Möglichkeit, einen Teil der tuchenen Kopfbedeckung herabziehen zu können, wurde zum Kennzeichen der *Policemütze*, ob man sie mit einem Stoff- oder Lederschirm versah oder nicht.

Hier setzte die Entwicklung der Mütze aus Uniformstoff ein, die zur *Feldmütze* führte, wie sie als Offiziersmütze bekannt geworden ist. Im Ausland, von England ausgehend, entstand die bekannte Tellermütze.

Schwyz



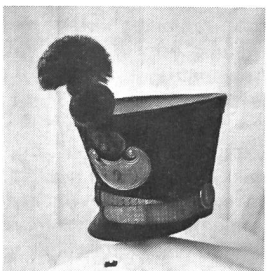
Zweispitz, 1792. Ausschnitt aus einem Aquarell von Marcus Heusler, Basel, bezeichnet als «Zuzüger aus Löbl. Canton Schweitz. Ein Gemeiner.» Sammlung Engli. (Vgl. dazu «Schweizer Soldat» Nr. 11 vom 15. Februar 1968.)



Bärenfellmütze eines freiwilligen Grenadiers, 1799. Aus einem Aquarell von D. A. Schmid, «Uniformen von 1799 im Lande Schwyz». Ehemalige Sammlung Jenny-Scueder.



«Runder Hut» eines Füsiliers, 1813. Aus einem Miniaturaquarell in der Berner Uniformenhandschrift 1813, Blatt 50.



Tschako eines Infanterieoffiziers, um 1840. Kugelpompon unten weiss, oben rot. Kokarde ganz rot. Garnitur von weissem Metall. Ehemalige Sammlung Raymund Bossard.

Raymond Cartier

Peter der Grosse

Verlag Bechtle, München/Esslingen, 3. Auflage, 1973

Dass der französische Publizist Raymond Cartier einer der klugsten und bestinformierten Kommentatoren des politisch-militärischen Tagesgeschehens ist, wusste man seit langem — dass er auch ein feinsinniger Romancier und tiefgründiger Menschenkenner ist, zeigt seine Lebensschilderung des Zaren Peters des Grossen eindrücklich. Cartier nennt diese Biographie einen Roman, womit er andeuten möchte, dass er das aussergewöhnliche Leben seines mit menschlichen Massstäben kaum messbaren Helden frei gestaltet hat. Die Persönlichkeit Peters des Grossen bietet für eine solche Art der Schilderung praktisch unbeschränkte Möglichkeiten — selbst eine weit ausschweifende Phantasie wird kaum über seine ungewöhnliche Gestalt hinausgehen. Die Darstellung Cartiers ist vom Geist dieses eigenartigen Mannes so erfüllt, dass eine Figur voll Leben und Kraft erwachsen ist, die bei aller Ungewöhnlichkeit ihres Charakters und ihrer Taten natürlich und lebensnah wirkt.

Cartiers Beschreibung des Lebens Peters des Grossen ist stark anekdotisch durchsetzt und hält sich an die grossen Züge, die er mit grossem Einfühlungsvermögen zeichnet. Seine Darstellung ist in hohem Masse spannend und hält den Leser vom Anfang bis zum Ende im Bann. Dieser erlebt den genialen, grausamen, rücksichtslosen, weitblickenden und im Grunde tragischen Monarchen, der am Anfang der modernen Entwicklung Russlands stand. Vieles im heutigen Russland ist schwer verständlich, wenn man das Wirken seines ersten europäisch orientierten Zaren nicht kennt. Die Auseinandersetzung mit diesem ist deshalb von ausgesprochener Aktualität. Cartier gibt dazu eine vorzügliche Hilfe. Kurz

Gerhard Konzelmann

Die Schlacht um Israel

288 Seiten, 85 Bilder, 6 Karten, Fr. 29.50
Verlag Kurt Desch, München, 1974

Das ist nicht nur eines der ersten Bücher über den vierten Nahostkrieg, sondern — und das ist keineswegs selbstverständlich — mit Sicherheit auch eines der besten. Sachlich und fundiert geschrieben, mit aussagekräftigen Bildern und vorab auch mit hervorragenden Karten versehen, vermittelt es auch dem anspruchsvollen und militärisch geschulten Leser ein dramatisches Bild vom Ablauf der letzten Runde in der Auseinandersetzung zwischen Arabern und Israeli. Der Verfasser kennt in seiner Eigenschaft als deutscher Nahost-Korrespondent die Verhältnisse beidseits der Fronten aus jahrelanger Erfahrung und intensiven Kontakten mit den leitenden politischen und militärischen Persönlichkeiten. Das gibt seinem Buch Gehalt und Wert, die es weit über eine journalistische Reportage erheben. V.

Otto-Ernst Schüddekopf

... bis alles in Scherben fällt

Die Geschichte des Faschismus

224 Seiten, 100 Bilder, Register, DM 26.—
C. Bertelsmann Verlag, München, 1974

Die Bücher über den Faschismus sind Legion. Man wird aber, wenn man sich ernsthaft mit dieser politischen Entartung auseinandersetzen will, an Schüddekopfs Werk nicht unbesehen vorbeigehen können. Der in jeder Beziehung dafür legitimierte Verfasser untersucht die Geschichte des Faschismus in Europa von seinem Beginn an, er analysiert die Verhältnisse, aus denen der Rechtsextremismus entstanden und gewachsen ist, er zeigt die verschiedenen Bewegungen in den einzelnen Ländern und vermittelt uns so ein umfassendes Bild dieser Kräfte, die schliesslich zum Zweiten Weltkrieg und damit zur grössten Katastrophe unserer Zeit führten. Eine reiche Bilderauswahl ergänzt das geschriebene Wort auf das vortrefflichste. V.

Erinnerung an einen gefährlichen Konflikt:

Hansjörg Renk

Bismarcks Konflikt mit der Schweiz

Der Wohlgemuth-Handel von 1889, Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen. Verlag Helbling und Lichtenhahn, Basel, 1972.

Ein im Grunde höchst banaler Vorfall hat im Jahr 1889 einen schweren Konflikt zwischen Deutschland und der Schweiz ausgelöst, in dessen Verlauf von deutscher Seite schwere Druckversuche gegen die Schweiz unternommen worden sind, die von ihr als ernste Bedrohung ihrer Existenz empfunden wurden. Der kaiserliche Polizeinspektor Wohlgemuth, dem die polizeiliche Überwachung deutscher Sozialdemokraten im Elsass übertragen war, liess sich bei seiner Spitzeltätigkeit auf Schweizer Boden ertappen; er wurde einige Tage in Haft gehalten und nachher aus der Schweiz ausgewiesen. Dieser Zwischenfall bewirkte eine tiefe Verstimmlung des deutschen Kanzlers Bismarck, der die an sich zweitrangige Angelegenheit zur gewichtigen Affäre hochspielte, der Schweiz säbelrasselnd mit schweren Repressalien drohte und sogar ihre immerwährende Neutralität in Frage stellte. Die Affäre, die schliesslich dank dem Wohlwollen Österreichs und Russlands bzw. ihrer Gesandten in der Schweiz eingeschränkt werden konnte, hat vorübergehend sehr ernsthafte Spannungen ausgelöst, in deren Verlauf schweizerischerseits mit dem Schlimmsten gerechnet wurde. Dennoch liess man sich nicht von dem durch die Neutralität vorgezeichneten Weg abbringen. Die weitverzweigten und verworrenen Zusammenhänge des Wohlgemuth-Handels, in der eine reichlich subalterne Agentengestalt historische Bedeutung erlangt hat, wurden von Renk mit mikroskopischer Gründlichkeit und auffallendem Verständnis für die inneren Zusammenhänge geschildert. Seine sehr umfangreiche und gründliche Arbeit hat eine ausserordentliche Vielzahl von Quellen aller Art ausgeschöpft und analysiert; dabei ist zwar nicht ein grundsätzlich neues, wohl aber ein in mancher Hinsicht vollständigeres Bild der Geschehnisse entstanden, das insbesondere eine Bewertung der nicht sehr eindeutigen persönlichen Motive der handelnden Persönlichkeiten erlaubt.

Bei der Untersuchung der Frage, ob Bismarck mit seiner Infragestellung der schweizerischen Neutralität eine militärische Aktion gegen die Schweiz vorbereiten wollte, ist davon auszugehen, dass die Schweiz mit dem Abschluss des Dreibundes Deutschland-Osterreich-Italien im Jahr 1882 in das Zentrum des europäischen Spannungsfeldes gerückt ist. Heute ist bekannt, dass von italienischer Seite für den Fall eines Krieges des Dreibundes gegen Frankreich die Möglichkeit eines Durchbruchs über den Gotthard durch die Schweiz, um an der Seite Deutschlands gegen Frankreich zu marschieren, geprüft wurde. Jedoch wurden solche Ideen von deutscher Seite, insbesondere vom Generalstabschef Moltke entschieden abgelehnt. Eine Anfang des Jahres 1888 zwischen Deutschland und Italien abgeschlossene Militärkonvention verzichtete deshalb auf den italienischen Durchmarsch durch die Schweiz. Ebenso hat der Nachfolger Moltkes, General von Waldersee, davor gewarnt, sich im Kampf gegen Frankreich auch den «beachtlichen Gegner» Schweiz zum Feind zu machen — wozu er allerdings den Vorbehalt anbrachte, dass Deutschland mit der Schweiz immer noch abrechnen könne, wenn Frankreich einmal besiegt sei. Auch der

deutsche Kriegsminister Verdy du Vernois bezeichnete einen deutschen Angriff auf die Schweiz als «Schwächung, der wir uns nicht aussetzen dürfen».

Renk gelangt in seiner Untersuchung — wohl zu Recht — zum Schluss, dass der Wohlgemuth-Handel nicht der Ausgangspunkt für eine von Bismarck geplante militärische Aktion Deutschlands gegen die Schweiz war. Innenpolitisch hatte die Krise für die Schweiz zur Folge, dass sie eine Stärkung der schweizerischen Landesverteidigung bewirkte, indem sie einerseits die Bestrebungen um eine Zentralisierung des Heeres beschleunigte und andererseits seinen materiellen Ausbau (Gotthard-Befestigung und Beschaffung von Repetiergewehren) förderte. Zweifellos lag dieser Erfolg im Interesse der deutschen Kriegspolitik, die in den achtziger Jahren deutlich auf eine erneute Auseinandersetzung mit Frankreich ausgerichtet war. Kurz

James Douglas-Hamilton

Geheimflug nach England. Der «Friedensbote» Rudolf Hess und seine Hintermänner

222 Seiten, Verlag Droste, Düsseldorf, 1973

Der Flug von Rudolf Hess nach England im Mai 1941 bleibt eine der bizarrsten Episoden in der Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Was hatte sich der Stellvertreter Adolf Hitlers dabei gedacht, als er aus einem deutschen Kampfflugzeug vom Typ Me 110 allein mit einem Fallschirm bei Glasgow, nahe dem Landsitz des Herzogs von Hamilton, landete? War er ein Landesverräter, ein Verrückter oder ein Friedensbote — ohne Glück? Lord James Douglas-Hamilton, der Sohn jenes Herzogs von Hamilton, den sich Hess als Vermittler für seine geheimen Friedensverhandlungen mit Churchill ausgesucht hatte, legt nun die ausführlichste und überzeugendste Erklärung für jenen Alleingang von Hitlers Stellvertreter vor. Alle Einzelheiten dieser Mission werden beim Autor untersucht und dokumentiert. Nicht nur Hess' persönliches Schicksal beinhaltet das Buch. Das Bindeglied zwischen dem Stellvertreter Hitlers und dem Herzog von Hamilton war Albrecht Haushofer, der Sohn des berühmten Geopolitikers, der eine Rolle in der deutschen Widerstandsbewegung gespielt hatte. Albrecht Haushofer gab sich — anders als sein Vater! — über Hitlers Reich keinen Illusionen hin. Aber er erlag wie so mancher doch dem Wunschenken, er könnte mehr Gutes bewirken, wenn er in seinem Amt bliebe und von innen gegen das Regime arbeitete. Die Nationalsozialisten misstrauten ihm, die Widerstandsbewegung misstraute ihm, und schliesslich misstraute er immer mehr sich selbst, und doch konnte er nicht mehr aus seiner Rolle heraus. Hess und Haushofer (der schliesslich noch vor Ende des Krieges von Hitlers Schergen umgebracht wurde) werden im Zusammenhang der Probleme geschildert. Und was Hess betrifft: wenn er auch als Friedensbote in England im Mai 1941 auftrat — es bestünde kein Zweifel darüber, dass er damit Hitlers Friede (und somit Europas Ende) meinte! P. Gosztony

Alfred Stucki

Soldaten in Gewissensnot

Ott-Verlag, Thun, 1973

Der Verfasser des bereits in zweiter Auflage erschienenen BÜCHLEINS schöpft zum Thema der Dienstverweigerer gewissermassen aus dem vollen, ist er doch während seiner jahrelangen Tätigkeit als Waffenplatz-Psychiater in Thun ausreichend mit Dienstverweigerern aller Schattierungen konfrontiert worden. Seine Ausführungen sind ferner deshalb besonders aufschlussreich, weil sie sich nicht im luftleeren Raum bewegen, sondern weil «die Frage der Dienstverweigerung von der Erfahrung mit dem einzelnen, oft leidenden Menschen her beleuchtet wird». Alfred Stucki will damit die in Gang gekommene Diskussion anregen und gleichzeitig zeigen, dass noch lange nicht jeder, der sich mit Pathos für den «Frieden» bemüht, unsere Achtung verdient. Es ist zu hoffen, dass sich möglichst viele Mitbürger und Mitbürgerinnen mit diesem Werk auseinandersetzen. Dem Verfasser gelingt es, mit seiner klaren Sprache die nicht einfachen Probleme verständlich zu durchleuchten und somit gerade dem Laien wertvolles Gedankengut zu vermitteln. Das Problem der Dienstverweigerung wird damit entmythologisiert und auf den Boden zurückgeholt, auf dem unser Staat bis anhin gut funktionierte. P. J.

Kuoni

Kreuzfahrten

1974

Verlangen Sie
den neuen Katalog mit
200 Vorschlägen!

In allen
guten Reisebüros
erhältlich.



Wir Ferienverbesserer
kennen die schönsten Ziele

157.318.1